SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Unterschiede in der Soziologie der USA und Deutschlands als Folge verschiedener Institutionalisierung

Scheuch, Erwin K.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Scheuch, E. K. (1989). Unterschiede in der Soziologie der USA und Deutschlands als Folge verschiedener Institutionalisierung. In H.-J. Hoffmann-Nowotny (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: gemeinsamer Kongreß der Deutschen, der Österreichischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, Zürich 1988 ; Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen* (S. 129-132). Zürich: Seismo Verl. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-148087

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

2.2 Neue soziale Probleme begünstigen Soziologie

Mitte der 60er Jahre werden in der Schweiz soziale Probleme diskutierbar. Zersiedelung der Landschaft, Infrastrukturprobleme in den explodierenden Vorstädten, Halbstarke, missliche Lage der Bergbauern, erste Umweltprobleme, xenophobe Strömungen werden allmählich als Kehrseite des allseits begrüssten Wohlstandes interpretiert, insbesondere durch die unerwartete Studenten- und Jugendbewegung von "68". Erstmals in der modernen Geschichte der Schweiz werden pragmatische Selbstverständlichkeiten der Entscheidungsträger erschüttert. Es entsteht eine politische Nachfrage nach sozialem Fachwissen, z.B. in Form politikrelevanter Prognosen.

Gesamthaft ist die gesellschaftlich wirksame Nachfrage nach soziologischem Wissen ausserordentlich gering, mit einem gewissen Aufschwung Mitte der 60er und einem Rückgang nach der Mitte der 70er Jahre - ein Verlaufsmuster, das auch die institutionelle Entwicklung der Soziologie charakterisiert. Während langer Jahrzehnte auf einige Dozenten beschränkt, welche Soziologie als Geisteswissenschaft im klassischen Sinne betrieben, erfährt sie in den 60er Jahren einen Aufschwung (Gründung von Instituten, Schaffung neuer Lehrstühle, Ausdehnung des Mittelbaus), der allerdings im internationalen Vergleich bescheiden bleibt. In dieser Zeit werden auch diverse ausseruniversitäre Forschungsstellen gegründet; die universitäre Soziologie wird selbständiger und entwickelt eine an internationalen Standards orientierte Professionalisierung, bleibt aber ressourcenmässig gering ausgestattet.

3. Quintessenz?

Gibt es also eine schweizerische Soziologie? Trotz einer gewissen institutionellen Konsolidierung muss die Antworte negativ ausfallen, wenn damit ein kohärentes, durch einen identifizierbaren wissenschaftlichen Stil gekennzeichnetes Ganzes gemeint ist. Kleinheit und Heterogenität als sozietale Randbedingungen im schweizerischen Kontext haben sich in ihrer spezifischen Interaktion vorwiegend im Sinn des Ausbleibens fördernder Faktoren ausgewirkt.

[1] Dieses Papier, ein impressionistischer Essay, resultiert aus drei ausgiebigen Diskussionen zwischen den Autoren. Der definitive Text wurde von R. Levy verfasst.

Unterschiede in der Soziologie der USA und Deutschlands als Folge verschiedener Institutionalisierung

Erwin K. Scheuch (Köln)

Die in der Bundesrepublik bis Mitte der siebziger Jahre vorherrschende Soziologie war in den Paradigmen, den Termini und den Vorgehensweisen eine deutschsprachige Variante der amerikanischen Soziologie der fünfziger Jahre. Jetzt scheint eine ganze Reihe von Soziologen auf dem Weg zu sein zurück zur

eigenen Vergangenheit. Es gab eine besondere Ausprägung der Soziologie als "deutsche Soziologie", ebenso wie es zum gleichen Zeitpunkt eine "französische Soziologie" gab. Im Beitrag wurde untersucht, unter welchen Umständen es zu solchen nationalen Ausprägungsformen in den Sozialwissenschaften kommt. Entscheidend hierfür sind zwei Umstände:

- die Intensität, mit der führende Vertreter des Faches in das jeweilige intellektuelle Räsonnement ihres Kulturkreises eingebunden sind;
- Grad und Art der Institutionalisierung als akademisches Fach.

Beides ist offensichtlich miteinander verbunden. Die konkrete Ausprägung wird dann erklärt mit den Steuerungsmechanismen für Wissenschaft. In Aufspaltung des bekannten Gegensatzpaares externe vs. interne Steuerung werden als solche Steuerungsmechanismen von Wissenschaft identifiziert:

1) Das relevante Publikum
2) Wissenschaftsförderer bzw. -verhinderer
3) Infrastruktur für Forschung
4) Laufbahnbedingungen für Wissenschaftler
5) Berufliche Verwendbarkeit

Die Anordnung wurde als Reihung zunehmender Möglichkeiten einer Miteinflussnahme der Wisssenschaftler selber gewählt. Im Vergleich insbesondere zwischen den USA und der Bundesrepublik wird in der Gründungsphase deutlich, wie sehr die Soziologen in den USA zur sofortigen Institutionalisierung als akademisches Fach, wie andere Fächer auch, drängten. Bereits 1892 wurde an der University of Chicago für Albion W. Small der erste Lehrstuhl für Soziologie eingerichtet und 1894 für den Journalisten Henry Giddings ein Lehrstuhl an der Columbia University in New York. Aus diesen beiden Zentren ging der grösste Teil aller späteren akademischen Lehrer hervor. In dieser Zeit der frühen Entwicklung der Soziologie gab es mithin eine grosse Homogenität in den Paradigmen und Begriffen.

Zu einem normalen "Fach" gehören ein Verband und verbindliche Lehrbücher. Solche Lehrbücher gab es in Amerika bereits um die Jahrhundertwende (wie das von Lester Frank Ward). 1906 wurde die American Sociological Society als Fachverband gegründet. Beruflich verwertbar wurden Abschlüsse in der Soziologie in den Sozialberufen. Diese wiederum wirkten auf das Fach zurück, indem von den "Social Workers" die empirischen Verfahren zum Lehrstoff standardisiert wurden (erstes Lehrbuch für Sozialforschung durch die Russel Sage Foundation). In den zwanziger Jahren konnte die Soziologie in den USA als ein die Intellektuellen ihrer Zeit nicht sehr interessierendes, im Sinne des normalen Wissenschaftsbetriebes hinreichend standardisiertes Fach gelten ("normal science" im Sinne von Kuhn).

Für diejenigen, die sich vor dem Ersten Weltkrieg in Deutschland mit Soziologie befassten, war dies kein abgegrenztes Fach, eher eine Schauweise. Hier wurden die Grundsatzdiskussionen auch für die anderen Sozialwissenschaften

geführt. Bezeichnenderweise war die wichtigste Bühne ein interdisziplinärer Verband, der Verein für Socialpolitik, eine sozialreformerische Vereinigung. In diesem Kontext wurde der erste und zweite Methodenstreit ausgetragen.

Als dann 1910 die Deutsche Gesellschaft für Soziologie gegründet wurde, setzte sich deren Vorstand aus Wissenschaftlern mit ganz unterschiedlichen Programmen zusammen: Ferdinand Tönnies, Georg Simmel, Werner Sombart. Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie blieb bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine Gesellschaft akademisch qualifizierter Wissenschaftler aus den verschiedensten Fachgebieten - vorherrschend Philosophie, Nationalökonomie und öffentliches Recht. Deutsche Soziologentage waren Dauergespräche zwischen individualistischen Intellektuellen. Voraussetzung für die Mitgliedschaft im wichtigsten Gremium der Gesellschaft, dem Hochschullehrerausschuss, war bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Habilitation in irgend einem sozialwissenschaftlich für relevant befundenen Fach. So war denn die Mehrzahl dieser Mitglieder der DGS vom Fach her keine Soziologen.

Als in den zwanziger Jahren dann Lehrstühle mit der Bezeichnung Soziologie versehen wurden, waren dies ohne Ausnahme Lehrstühle mit doppelter Widmung. Die DGS fasste Mitte der fünfziger Jahre Beschlüsse über den gewünschten akademischen Abschluss mit Soziologie als Fach. Sie entschieden sich gegen den Diplom-Soziologen und für den Diplom-Volkswirt sozialwissenschaftlicher Richtung. Zwar gab es auch schon 1920 Bestrebungen, die Soziologie als normales Lehrfach einzurichten (so Georg von Below), aber dominant wurde dieser Wunsch nie.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam die Soziologie als Einzelfach in der Bundesrepublik als direkter und indirekter Import der amerikanisch geprägten, sich als normales Einzelfach verstehenden Soziologie. Direkte Importe waren Gründungen und Projekte wie das Darmstadt-Projekt oder das UNESCO-Institut für Sozialforschung, indirekte die Re-Emigration einzelner Gelehrter, insbesondere von René König. Dazu kam als bestimmender Einfluss ab 1950 die Ausbildung in den USA selbst. Die grosse Mehrzahl der neuen Professoren für Soziologie in den sechziger Jahren hatte ihre Ausbildung an amerikanischen Universitäten erhalten. Damit hatte sich ein strukturell-funktionaler Ansatz als Paradigma durchgesetzt, das eine Empirie erfordert, bei welcher der Soziologe selbst die erforderlichen Daten sammelt bzw. umformt.

Mit der Frankfurter Schule wanderte dann aber auch eine Soziologie wieder in die Bundesrepublik zurück, wie sie in den zwanziger Jahren dominierte: als Forum für die intellektuellen Kernfragen einer Zeit. Hier gab es Ansehen für brillante Essays und nicht für informative empirische Untersuchungen. Der Soziologentag in Frankfurt 1968 wurde geplant als Klärung des Verhältnisses dieser nebeneinander existierenden Arten von Soziologie.

Mit dem Wiederaufleben der intellektuellen Konfrontationen ab Mitte der sechziger Jahre wurden für die Intellektuellen die Verhältnisse denen in Weimar wieder ähnlich. Das war die strukturelle Voraussetzung für den Öffentlichkeits-

erfolg einer Soziologie der Frankfurter Schule, die immer mehr sein wollte als akademisches Fach. Bekanntlich postulierte dagegen René König unter Rückgriff auf Durkheim das genaue Gegenteil. Seither bestehen beide Arten von Soziologie weiter nebeneinander, mit verschiedenen Bühnen als Schwerpunkt:

- eine empirisch arbeitende und eher mikrosoziologisch orientierte Soziologie in den meisten Hochschulen
- und eine geisteswissenschaftlich vorgehende und ihre Themen aus der intellektuellen Diskussion übernehmende Soziologie der Feuilletons.

Wegen der Art ihrer Institutionalisierung ist auch in der Bundesrepublik zu erwarten, dass hier das Verständnis der Soziologie als "normales Fach" dominiert. Wie stark aber der damit verbundene Verlust an Resonanz in der intellektuellen Öffentlichkeit die Soziologen selbst trifft, erweist die Breite der Entwicklung von alternativen Soziologien in den USA. Allerdings wirkt dort das aufklärerische Programm der social science ohne eine vorrangige Verbindung mit einem einzelnen Fach.

(Der Aufsatz wird in voller Länge in der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie veröffentlicht.)